Beyträge
zu den
Anekdoten
und
Charakterzügen
aus
dem Leben
Friedrichs des Zweiten.

Vierter Heft.

Berlin und Frankfurt a. d. O.
bei Johann Andreas Kunze
1789.

Als der König in der zweiten schlesischen Kampagne, vor der Schlacht bei Striegau, mit seiner Armee bei Silberberg stand, ward er mit einem heftigen Hunger befallen, so, daß er seinen Leuten, mit dem Ausdrucke, ihm Speise herbeizuschaffen befahl, und drohete, daß, wenn sie solches nicht gleich thäten, er sie selbst essen würde. In der Eil fiel man auf die Würste, welche zu Silberberg verfertigt wurden, und fragte bei dem Könige an: ob Sr. Majestät davon zu essen beliebte? — Der König hatte dawider nichts einzuwenden, und befahl nur, daß man ihm eiligst diese Würste herbeischafte. Als solches geschehen war, verzehrte er davon eine ganze Schüssel voll, mit größtem

Appetite, und rief nach gehaltener Mahlzeit aus: Adieu Saucisses! Salvelat= und alle Würste, die nur in der Welt sind; gegen diese Würste seid ihr nichts. Er konnte diese Speise auch gar nicht vergessen, und sprach sehr oft davon. Alle Gattungen von Würsten, die man auf die Tafel brachte, wollten dem Könige nicht schmecken; so sehr war er für die Silberberger Würste eingenommen. Bald darauf schrieb er an den Abt des Klosters Kamenz, Tobias genannt, einem Mann, mit dem sich der König sehr oft unterhielt, wenn er in seiner Nachbarschaft war: Mein lieber alter Tobias, ich schicke euch hier einen meiner Köche, der durch eure gütige Vorsorge, Silberberger Würste, die ich für die allerschmackhaftesten halte, die mir je vorgekommen sind, wird machen lernen. Der Abt wunderte sich über diesen Auftrag, besonders da ihm der Koch, welcher ihm das königliche Schreiben überbracht hatte, ver=

sicherte, daß er dergleichen Würste eben so gut, ja noch besser bereiten könnte, und daß bloß der Hunger, dem Könige, die Silberberger Würste schmackhaft gemacht haben; demohnerachtet setzte er sich mit dem Koche in einen Wagen, durchfuhr ganz Silberberg, und erkundigte sich nach dem besten Wurstfabrikanten, welcher dem Koche seine Kunst lehren mußte.

Der König hatte einen Musikus in seine Kapelle genommen, mit dem er zuweilen scherzte. Einen Abend, da solcher bei dem gewöhnlichen Konzerte erschien, erhob ihn der Monarch wegen seiner großen Fähigkeiten, und machte ihm Komplimente, die alles enthielten, was man Jemanden nur schmeichelhaftes sagen konnte. Der gute Mann wußte nicht, wie er zu dieser Begegnung kam. Am andern Abend hatte der König

den Ton ganz umgestimmt, und schallt ihn; sagte auch unter andern: höre er nur, er ist toll, ich werde ihn ins Tollhauß schicken, und er soll hier nicht wegkommen, ohne zu erfahren, daß ich mein Wort halte; zu Nichts ist er zu brauchen u. s. w. Solche entgegengesetzte Behandlung gefiel dem Musiker gar nicht, und da er von Natur empfindlich war, so blieb er den folgenden Abend im Vorzimmer stehen, da die andern Musici ins königliche Zimmer zum Konzerte giengen. Der König, der ihn vermißte, fragte nach ihm, und bekam zur Antwort: er wäre im Vorzimmer. Der König schickte einen Pagen hinaus, und ließ ihn fragen: ob er nicht kommen wolle? der Musikus gab zur Antwort: der König wäre sein gnädiger Herr; allein er wäre sein Musikus, und nicht sein Hofnarr. Diese Antwort ward dem Könige wieder gebracht, welcher that, als wenn er gar nicht darauf achtete, und sagte: meine

Herren, hat Niemand von ihnen eine Quinte; — man überreichte ihm sogleich eine, diese schickte er dem Musikus im Vorzimmer zu, und ließ ihm dabei sagen: es würde ihm wohl eine Quinte fehlen; hier wäre eine, und nun möchte er nur machen, daß er hineinkäme. Der Musikus besann sich nicht lange, trat ins Zimmer an sein Pult, und spielte mit ganz ernster Miene. Gegen das Ende des Konzerts näherte sich ihm der König, und sagte ihm leise ins Ohr: er hat hier nichts mehr zu thun, als zu spielen, und sich nachher seiner Wege zu scheeren. Der Musikus suchte sich nachmals, durch vorgeschützte Krankheiten, dem Blicke des Königs zu entziehen, und dies gelang ihm, so daß er ihn vergaß.

Man behauptet, Friedrich der Zweite habe die Kunst verstanden, die feinsten und klüg-

sten Männer, durch sein Minenspiel, seine Blicke und Aktionen in Verlegenheit zu setzen. Er hatte einst aus Paris einen berühmten Schauspieler kommen lassen, damit er vor ihm spielen sollte. Dieser Mann war ein allgemein geachteter Meister in seiner Kunst; allein der König ließ ihm, indem er sich mit ihm unterhielt, einige von den Künsten, die er in seiner Gewalt hatte, sehen, welche den guten Mann dermaßen verlegen machten, daß er zu demselben sagte: Ew. Majestät, ich sehe es sehr wohl, daß ich hier nicht viel Eindruck machen werde, und erlauben Sie daher in Gnaden, daß ich schon morgen abreisen darf. Der König lachte, und ließ ihn reisen.

Ein besonderes Beispiel, wie leicht sich der König, in vorkommenden Fällen, auf Mittel zu besinnen wußte, die nur ihm allein bei-

fielen, wenn andre keines auffinden konnten, ist folgendes:

Es hatte sich in seinem Zimmer, auf dem Schlosse zu Berlin, eine Fledermauß eingeschlichen, die mit vielem Getöse herumflog. Der König war eben mit dem Lesen einiger ihm interessanten Briefe beschäftiget, und gab nicht Acht auf das, was um ihn her vorgieng. Seine Leute aber waren sehr bemühet, durch Zischen und mit den Händen in die Luft zu schlagen, das Thier zu vertreiben. Endlich bemerkte solches auch der König. Was giebts denn hier? — fragte er. — Ew. Majestät! antwortete man, es hat sich hier eine Fledermauß eingeschlichen, und wir fürchten, daß sie Schaden thun möchte. Nun, so schaft sie heraus. In dem Augenblicke, da der König dies sagte, fiengen die Bediente an zu schreien, mit ihren Schnupftüchern in die Luft zu schleudern, die Fenster

und Thüren zu öfnen, und viel Lärmen zu machen. Der König hörte solches eine kleine Weile an, da er aber sahe, daß die Fledermauß nicht wiche, und ihm das Getöse lästig ward; so sagte er, nun, wer wird denn das Thier wegschaffen? — Die Leute des Königs fiengen nun wieder an aufs neue zu lärmen, und noch mehr zu scheuchen. Der König sagte hierauf: Still! — ihr seyd alle dumme Teufel; nahm sodann seinen Degen, zog ihn aus der Scheide, stellte sich damit mitten im Zimmer, hielt ihn in die Höhe, und blitzte damit in die Luft. Die Fledermauß ward durch die Blitze geblendet, wollte sich ihnen nähern, und verwundete sich in kurzer Zeit an dem Degen, daß sie todt herniederfiel. Nehmt sie fort, sagte der König; ihr könnt auch gar nichts.

Von der bekannten Flucht des Königs, als Kronprinz und seiner Gefangennehmung, sind noch folgende ergänzende Anekdoten merkwürdig. Die Flucht des Prinzen geschahe von Wesel aus. Er hatte zwei Obristen, deren Aufsicht ihm sein Herr Vater anvertrauet hatte, zur Begleitung. Als diese in der Nacht erfuhren, daß der Prinz weg sei, stiegen sie zu Pferde, setzten ihm nach, und ereilten ihn noch kurz vor der Gränze, welches nicht geschehen wäre, wenn nicht der Fuhrmann des Prinzen gezaudert und etwas schneller gefahren hätte. Die Obristen sagten dem Prinzen: Er möchte es nicht ungnädig nehmen, daß sie ihn zurückführten, da ihnen sein Herr Vater, ihm, auf ihren Kopf anbefohlen hätte. Der Prinz sagte ganz kaltblütig: das könnten sie thun.

Als er vor dem Könige gebracht wurde, fragte ihm derselbe: warum seyd ihr fortge-

gangen? — Der Prinz soll gesagt haben: weil Ew. Majestät ein Tyrann sind. Darauf habe der König den Degen gezogen, und auf den Prinzen stechen wollen, wovon ihm noch der General von Dossow abgehalten habe.

Er ward darauf nach Berlin transportiret, wo die bekannte Inquisition wider ihn angestellet wurde. Die Chatoulle des Prinzen sollte ebenfalls arretiret werden. Die Königin Frau Mutter, bat sich aber solche vorher, unter dem Vorwande aus, sie doch einmal zu sehen, welches nicht schaden könne, da sie verschlossen sei, und der Prinz den Schlüssel davon habe. Auf diese angeführte Gründe ward ihr solches erlaubt. Sie ließ aber hinten aus dem Charnier den Drath, der es zusammen hielt, ausnehmen, und die dem Prinzen gefährlichsten seyn könnende Papiere herausnehmen, wodurch sie demselben einen großen Dienst leistete.

Der Page Keith, welcher während der Zeit, daß man den Prinzen bei Wesel zurückgeholt hatte, verschickt worden war, ritte zum Thore hinaus, um ihn zu folgen, als ihm der wachthabende Offizier sagte: so eben haben sie ihren Herren den Kronprinzen arretiret. Keith, der gleich merkte, was die Glocke geschlagen haben mochte, faßte sich jedoch im Augenblick, und antwortete mit leichten Achselzucken: daß wird nicht viel zu sagen haben. Kaum war er aber zum Thore hinaus, so gab er dem Pferde die Sporen, und da er von ohngefähr am Rheinufer ein Schiff vorfand, entkam er glücklich, und rettete seinen Kopf.

Der Präsident der neumärkschen Krieges- und Domainen-Kammer, v. L.... ein rechtschaffener biderer Mann, der seine Pflichten gegen den Monarchen, dem er diente,

mit einer klugen Rücksicht auf Landes Wohl und Bestes verband, hatte mit Friedrich den 2ten oft zu schaffen, und behauptete sich jederzeit gegen denselben, weil er Beobachtung einer genauen Redlichkeit, zum Grunde seiner Handlungen legte.

In einem Jahre war die Erndte in der Neumark schlecht ausgefallen. Der König kam um die gewöhnliche Zeit nach Küstrin, wegen der Revue, und sprach bey dieser Gelegenheit mit dem Präsidenten, der ihm den schlechten Zustand des Landes vorstellte, und zugleich bat, ihm, zu dessen Verbesserung, 2000 Wiespel Getraide, aus den dortigen Magazinen verabfolgen zu lassen. Der König fuhr heftig auf, und sagte: den Teufel auch! — ich werde ihm nichts geben. Der Präsident erwiderte ihm hierauf, mit großer aber anständiger Freimüthigkeit: es wäre das Wohl der ihm anvertrauten Pro-

vinz, für welches er spräche, und er müßte Sr. Majestät recht sehr bitten, sein Gesuch zu bewilligen. Der König bot hierauf 500 Wiespel, die er hergeben wollte. Auch nicht einen Scheffel kann ich missen, erwiderte der Präsident; der Bedarf ist so bestimmt, als nöthig. Wenn ich von Schlesien wieder zurück komme, antwortete der König, kann Er sich deshalb weiter bei mir melden.

Der König kehrte von der schlesischen Revue, zurück, L... war wieder da, und stellte dem Monarchen aufs neue, die Nothwendigkeit, der Provinz zu helfen, lebhaftest vor. Der König fulminirte, und that, als wenn er von keinem Getraide, das er geben sollte, etwas wissen und hören wollte. Nun bat der Präsident, wenn der König seine Bitte ja nicht zu erhören geruhen wollte; so möchte er in Gnaden betrachten, daß er bloß seine Pflicht erfüllet hätte, um

des Landes wahre Noth zu schildern, und keine Ungnade auf ihn zu werfen, wenn die Folgen schädlich wären. Der König fuhr fort ohne etwas zu sagen, und ließ den Präsidenten betrübt stehen. Kaum war er aber in Potsdam angelanget, als er ein vortrefliches Kabinetsschreiben an den G. v. L... absandte, worinnen er seine Fürsorge für die Provinz besonders gnädig rühmte, ihm nicht allein die Getraideforderung gern bewilligte, sondern auch freie Disposition über die Magazine überließ, da er ihn für einen ehrlichen Mann hielte, der nicht mehr verwenden würde, als wirklich nöthig sei. Er habe seine Redlichkeit bei dieser Gelegenheit auf die Probe gestellt, und bewährt gefunden. Denn hätte er nur einen Scheffel von seiner Forderung abgelassen, so wäre die Sache nicht richtig gewesen.

Hieraus

Hieraus siehet man, wie gnädig der König für Landeswohl gesinnet war, und daß alles auf die Art der Vorstellung ankam, mit welcher man ihm Landesbedarf ans Herz legte.

Der König besahe einst seine Artillerie, und war mit dem Feuern unzufrieden. Ihr könnt alle nichts, sagte er, stieg vom Pferde ab, und gieng zu einer Kanone, die er selbst richtete und abfeuern ließ. Glücklicherweise traf die Kugel das ausgesteckte Ziel. Seht ihr wohl, sagte der König, ihr gebt euch keine Mühe, ordentlich zu richten; sonst würde es anders gehen. Ja das geht nicht immer so, antwortete ein alter Kanonier. Das will ich dir wohl zeigen, erwiederte der König, und richtete noch einmal das Kanon. Man feuerte ab, und die Kugel nahm eine ganz andere Richtung. Da sehen sie's ja,

rief der Kanonier aus; allemal ist's nicht getroffen. Der König schüttelte den Kopf, und sagte: du hast recht, mein Sohn, ich sehe es wohl.

Der König verlangte einst einen Mann zu Potsdam zu sprechen, der in seinem Dienste stand, und daher mit ihm häufig zu thun hatte; so, daß er selten einige Zeit für sich benutzen konnte. Es fügte sich nun, daß dieser Mann zum Gevatterstehen eingeladen war, welches er nicht gut ausschlagen konnte, und es damals annahm, weil er glaubte, der König würde ihn nicht rufen lassen. Fertig angekleidet, wollte er zu dem heiligen Werke gehen, als ein Bedienter des Königs kam, und ihm sagte, daß Sr. Majestät ihn schleunig sprechen wollten. Man kann sich die Verlegenheit des ehrlichen Mannes vorstellen, der nichts weiter zu thun wußte, als

den Bedienten zu bitten, dem Könige zu sagen: daß er ihn krank gefunden hätte, und daß er also nicht dessen Befehle gehorsamen könne. Nicht lange darauf, als der Bediende fort war, machte er sich auf den Weg, und siehe, welch ein Unglück! der König kömmt ihm gerade in den Weg geritten. Voller Verlegenheit über diesen ganz unerwarteten Zufall, neigte er sich tief vor dem Monarchen, und erwartete sein Urtheil. Der König aber sahe ihn mit vergnügter Mine an, und sagte: ach! ist er doch da, mein guter ..., nun das ist mir lieb; ich habe so nothwendig mit ihm zu sprechen. Steig ab, rief er dem Reitknechte zu, — setze er sich auf, und folge er mir. Was war zu thun; der Reitknecht stieg ab, und der Gevattersmann mußte sich mit seidenen Strümpfen und Unterkleidern auf das Pferd setzen. Der König ritte eine liebe lange Zeit mit ihm in das Kreuz und in die Quere herum, ohne

ihm etwas wichtiges zu sagen. Nachdem dies geschehen war, sagte er zu ihm: nun mein lieber . . . kann er in Gottes Namen weiter gehen; nehme er nur nicht übel, wenn ich ihn abgehalten habe, etwas Besseres vorzunehmen.

Als der Marggarf Karl starb, vergoß der König Thränen, die er, wie er sagte, ihm schuldig wäre. Er liebte diesen vortreflichen Prinzen überhaupt sehr. Die Ursach davon schreibt sich vom Ueberfalle bei Hochkirch her. Der König wagte sich bei dieser Gelegenheit ohne alle Schonung in das heftigste Feuer, und würde ohne dem Marggrafen, gewiß sein Ende gefunden haben; allein, dieser redete ihm mit besonderer Standhaftigkeit zu, das mörderische Gewühl zu verlassen, indem seine Person so großen Gefahren ausgesetzt war. Da sich der Monarch anfänglich nicht zure-

den lassen wollte, es zu thun; so drohete ihm der Marggraf, daß er ihn mit Gewalt würde fortbringen lassen, und dieses wirkte so viel, daß der König anfieng auf seine Sicherheit Bedacht zu nehmen. Er dankte ihm aber solches in der Folge, oft mit den zärtlichsten Ausdrücken, und versicherte ihm viel schuldig zu seyn.

In den altenu Festungswerken von Glatz, standen die Statuen des heil. Florian und des heil. Nepomucen. Der König, welcher die Festung besahe, um Verbesserungen darinnen vorzunehmen, fand diese beide Statuen, und fragte: wer sind denn diese beide Herren? — man sagte ihm, daß einer der heil. Florian, ein Beschützer vor Gefahr des Feuers, und der andere der heil. Nepomucen, der Schutz-Patron von Schlesien sei. Darauf erwiederte der König: den Florian

kann ich nicht brauchen, weil ich das Feuer nicht fürchte, aber der andere soll auf den neuen Observationsthurm kommen, der auf der Seite nach Böhmen zu stehet, und ich hoffe, daß er wohl Acht geben wird, daß sie mir nicht ins Land fallen.

Dieser Befehl ist auch genau befolgt worden, und die Statue stehet noch jetzt auf gedachtem Thurme, auf ihren angewiesenen Posten.

1778. beim Aufenthalte des Königs in Schatzlar, einer kleinen böhmischen Stadt, wohnte derselbe am äußersten Ende dieses Orts, in dem Hause eines Schusters, und ließ sogleich in seiner Stube einen Kamin anlegen. Dies nahm der Schuster sehr übel, und erklärte solches für ein Unternehmen, daß wider seine Rechte als Hausbesitzer liefe.

Endlich erfuhr solches der König, und befahl dem Schuster zu fragen: was sein Hauß kosten solle? — 70 Thaler war die Antwort. Der König ließ diese Summe sogleich auszahlen, und noch hundert Dukaten Schlüsselgeld beilegen, welche große Gnade dem Schuster über alle Erwartung war und in Erstaunen setzte, weil sich wohl niemand in der Welt gefunden hätte, ihm für seine elende Hütte so viel zu geben. Scherzweise sagte man, der König sei durch diesen Kauf ein kaiserlicher Einwohner und böhmischer Bürger geworden.

Der König der immer sehr eifrige, thätige und kluge Köpfe aufsüchte, belohnte solche, wenn er sie zufällig endeckt hatte, nicht allein; sondern wußte sie auch sogleich in ihren rechten Standpunkt zu versetzen, worinn sie wirksam, und ihm nützlich werden konnten.

Im siebenjährigen Kriege, warf er den damaligen Major von Reichmann, mit einem schwachen Bataillon in Liegnitz, um solches zu vertheidigen. Diese Stadt war offen, und nicht im mindesten befestigt, um einen feindlichen Anfall zu widerstehen. Als Reichmann angekommen war, und diese mißliche Verfassung sahe, schüttelte er den Kopf, und sagte: was soll ich hier mit meinem Bataillon machen, wenn ich keine Vertheidigungsmittel vor mir habe? — Da er nun Kenntnisse von der Befestigungskunst besaß; so befahl er, daß man sogleich Graben machen, Fleschen und Redouten aufwerfen, und soviel als nur möglich, das Terrain mit Palissaden besetzen mußte; so, daß er im Stande war sich doch einigermaßen zu wehren, wenn ihm der Feind etwas anhaben wollte. Glücklich war er indessen, daß ihn niemand angrif. Als bald darauf der König nach Liegnitz kam, und solches in der Ent-

fernung besahe, sagte er: was zum Teufel! ist denn Liegnitz befestigt? — Man konnte ihm darüber keine Erläuterung geben. Er fragte also weiter: wer stehet darinnen? — Reichmann, wurde ihm geantwortet. Der König befahl, daß er vor ihm kommen sollte. Als er erschienen war, fragte er ihm: warum hat er das gethan? — Reichmann antwortete mit einer ihm eigenen Freymüthigkeit: Ew. Majestät! wenn ich mich vertheidigen wollte und sollte, mußte ich mich natürlich nach Hülfsmitteln umsehen, und ich habe mir zu helfen gesucht, so gut es nur mögiich war. Schon recht, sagte der König; ich sehe wohl, wem ich vor mir habe; aber ich muß ihm nur sagen, hier taugt er nichts; ich werde ihn anders wozu gebrauchen.

Friedrich ernannte diesen braven Mann zum Kommendanten zu Magdeburg, dessen

bisheriger Kommendant nicht viel für diese Festung hatte thun können. Als Reichmann daselbst ankam, erstaunte er über den mißlichen Zustand, in welchem er diese sehr wichtige Festung fand, und machte sich bald durch seine kluge Anstalten des Vertrauens würdig, welches ihm der König geschenkt hatte.

Der General von Winterfeld, lernte während seines Aufenthalts im Karlsbade, den nachmaligen preußischen Generalmajor Johann Karl Freyherrn von Rebentisch, kennen, welches ein geschickter Offizier war, und da er solches eingesehen hatte, und von ihm hörte, daß er Lust habe, preußische Dienste zu nehmen; so empfahl er ihn dem Könige, der den Vorschlag genehmigte, und Rebentisch in seine Suite nahm. Nach der Schlacht bei Prag, wurden diesem Mann von verschie-

denen Offiziers Vorwürfe gemacht, als hätte er seine Schuldigkeit nicht gethan. Rebentisch war darüber sehr verlegen, und wandte sich an seinen Protektor Winterfeld. Dieser rieth ihm, an König zu schreiben; welches er auch that, und unter andern den Ausdruck anbrachte: er wäre überzeugt, als ein rechtschaffener Mann gedient zu haben, und wünschte nur den Urheber des bösen Gerüchts, welches von ihm so schimpflich verbreitet worden wäre, zu kennen, um ihm zu zeigen, daß ihm das Herz am rechten Orte säße. Er erhielt darauf folgendes Antwortschreiben:

Mein lieber Obrister von Rebentisch, die Vorwürfe, welche man Euch über Eure vernachläßigte Bravour, in der Schlacht bei Prag, gemacht hat, können Euch nicht treffen, noch beleidigen, da Ich Euch kenne, und hinlänglich weiß, daß Ihr ein braver und rechtschaffener Mann seid, der

nie unterlassen kann, den Feind, da wo es nöthig ist, unter die Augen zu gehen. Ihr könnt überzeugt seyn, daß Ich Jedem, der Euch an Eurer Ehre zu verletzen sich beikommen läßt, zurecht weisen, und zu Eurer Satisfaktion bestrafen werde, und versichere ich Euch, daß ich stets Euer gnädiger König bin und bleiben werde

Friedrich.

Im Lager vor Prag,
den 30ten May 1757.

In einer Provinz des Königs, zog der General eines in derselben stehenden Regiments, einen Kantonisten ein, der aber der einzige Sohn war, und seiner verwittweten Mutter ihren Bauerhof vorstehen half, der ohne seinen Beistand zu Grunde gehen muste. Inzwischen nahm der General auf diese Um-

stände gar keine Rücksicht; sondern ließ den jungen Menschen einkleiden, ob solches schon wider die allgemeinen Verordnungen des Königs stritte. Die Mutter suchte Hülfe, die sie nicht finden konnte, und wandte sich endlich an den Justizminister der Provinz. Dieser nahm sich auch ihrer Sache sehr thätig an; und ließ an den General um Loßlassung des jungen Bauern schriftlich ersuchen. Der General antwortete hierauf entweder nicht, oder ließ sagen: es könnte aus dieser Sache nichts werden. Der Minister setzte sich daher selbst in Wagen, und fuhr zum General, um denselben zu bitten, der armen Frau zu helfen. Der General kam ihm entgegen, sobald er ihn ansichtig wurde, und sagte unter andern harten Ausdrücken: Monsieur! ich weiß was sie wollen; allein ich sage ihnen rund heraus, der Kerl kömmt nun und nimmermehr loß, und darauf ließ er ihn stehen. Diese Anrede und Begegnung setzte den

Minister in große Verlegenheit, und da er sich beschimpft zu sein glaubte; so schrieb er gerade an König, und berichtete ihm den ganzen Vorfall zu eigener Entscheidung. Der König antwortete hierauf nicht, kam aber bald darauf zur Revue, und besahe das Regiment des Generals. Nichts taugte an demselben; die Leute exercirten elend, marschirten schlecht, waren ganz verwildert, und die Offiziere hatten ihre Pflicht nicht erfüllet. Der Kommandeur des Regiments stellte dem Könige vor, daß er und sämmtliche Offiziere, während der Exerzierzeit alles gethan hätten, das Regiment in Ordnung zu bringen, und es Seiner Majestät so vorzuführen, daß sie sich deren Beifall versichert halten könnten. Das half aber alles nichts. Bei den folgenden Manoeuvres hielt der König stets vor gedachtes Regiment, und fand jeden Augenblick etwas daran zu tadeln. Man war allgemein darüber erstaunt, warum der

König geradezu so ungnädig auf dies Regiment sein konnte. Allein es hatte seine Ursach, und die war eben die, welche vorerwähnet worden ist. Als er den letzten Tag, nach abgehaltener Revue, von allen anwesenden Generalen Abschied nahm, so sagte er zu dem General, der dem Minister so unanständig begegnet hatte, sehr ausdrucksvoll: Monsieur....! Monsieur...! sein Regiment taugt den Teufel nichts; und hüte er sich, daß ich es im künftigen Jahre nicht in solcher Unordnung finde; sonst wird er es mit mir zu thun haben. Sapienti sat.

Bei Narren, deren überspannte oder vielmehr verdorbene Einbildungskraft, auf hohe Dinge gespannt ist, haben oft Kleinigkeiten von Großen gesagt, eine ganz widrige Wirkung, und geben ihren Ideen vielmals eine

besondere und unerwartete Richtung. Zum Beispiel kann folgende Geschichte dienen.

Vor dem siebenjährigen Kriege lebte zu Breßlau ein Goldschmidt, Namens Christiani; ein Mann, dessen feines Ansehen jedermann täuschte; und für sich einnahm; so daß man glaubte, einen Mann von Stand und Gewicht vor sich zu haben; wenn er aber sprach, so verlohr sich diese Meinung, weil er verrieth, daß er von gemeiner Erziehung, und mehr als ein halber Narr war.

Der ehemalige Staatsminister von Münchow, welcher keine Familie um sich hatte, und also nach seinen Neigungen lebte, und der Fürst Bischof von Schafgotsch, hatten mit ihm ihr Ritterspiel, und er mußte ihnen zum Gegenstande dienen, über denen sie sich weidlich lustig machten und ergötzten.

Einsmals machten es diese Herren dem Christiani zu arg; so daß er sich seiner beträchtlichen Leibesstärke bedienen wollte, um sich Luft zu schaffen. Er trieb seine Gönner um den Tisch herum. und würde sich vielleicht nicht gut gegen sie genommen haben, wenn nicht Hülfe erschienen wäre. Seit dieser Zeit erschien er nicht mehr in ihrer Gesellschaft, und blieb weg. Der Bischof, der sich sehr an ihn gewöhnet hatte, und nicht gut ohne ihn seyn konnte, bemühte sich ihn wieder an sich zu ziehen, ließ ihn zu sich kommen, redete ihm freundlich zu, und ernannte ihn zu seinem Forstmeister; welches Christiani wieder besänftigte. Es wurde ihm ein Diplom ausgefertiget, in welchem der Titel mit vielen Verzierungen und Zügen, aus welchen Hasen, Affen und Schweine in großer Menge heraussprungen, und anderen lustigen Malereien verzieret war. Christiani wollte anfänglich dieser Zierra-

chen wegen, die ihm doch bedenklich zu seyn schienen, das Diplom nicht annehmen; da man ihm aber versicherte, daß solche nur Anspielungen auf die Jagd und auf seine erhaltene Bedienung wären, ließ er sich die Sache gefallen, und von dieser Zeit an, trug er sich als ein Forstmann gekleidet. Er ritte auch jedesmal dem Könige vor, wenn er nach Schlesien kam. Einsmals geschahe dies auch. Dem Monarchen fiel die Gestalt des Christiani auf, und rief ihm aus dem Wagen zu: Herr Baron von Schnappuff! Herr Baron von Schnappuff! wird er auch nicht den Weg verfehlen? — wird er mir nicht unrecht führen? — Christiani wandte sich hierauf zum Könige, zog seinen Hut ehrfurchtsvoll ab, und sagte: Ich danke Ew. Majestät für die hohe Gnade, welche Sie mir zu erzeigen geruhen; ich kann übrigens Ew. Majestät unterthänigst versichern, daß ich Dero Person den besten und sichersten Weg

führe. Schon gut, schon gut! erwiederte der König, und glaubte nicht, daß sein Scherz Folgen haben würde. Christiani aber, nahm von Stunde an, den freiherrlichen Titel an, und nannte sich nicht anders als Christiani, Freiherr von Schnappuff; änderte seine Kleidung, welche der Uniform von der Armee ähnlich ward; trug im Sommer leinene Unterkleider; kaufte ohnweit Neisse ein kleines Landgut, bei welchem ohngefähr 24 Bauern, ein kleiner Teich, worinnen einige Kaulbarse gefangen wurden, und ein unbeträchtliches Fichtenwäldgen, zugehörig waren. Aus diesen formirte er sich Regalien, und zettelte bald bei der Kammer, bald bei der Regierung, mit seinen Nachbarn Prozesse an. Einmal hatten sie ihm die Gränzen verrückt, ein andermal seine Heiden bestohlen, oder seinen Teich böslich ausgefischet. Bei diesen unnützen Händeln, genoß er denn das ihm schätzbare Vergnügen, sehr oft zu lesen: Baron

von Schnappuff contra N . . . und N . . .
So trieb er sein Wesen eine ganze Zeitlang, ohne daß es Jemanden einfiel, ihn in seinem angemaßten Freiherrentitel zu beeinträchtigen; da er als ein bekannter Geck lebte, keine Kinder hatte, und sein Charakter landkündig war. Endlich aber schnappte der gute Baron würklich über, und ward nach Breßlau in eine Anstalt für blödsinnige Personen gebracht, wo er starb.

Im ersten schlesischen Kriege waren bei der Armee noch viele alte Generale, welche sich zu dieser Charge herauf gedienet hatten, ohne von der Kriegeskunst, und dem, was dazu gehöret, etwas zu verstehen. In der Schlacht bei Chotusitz kam der König zu einem solchen Manne, und sagte ihm: lasse er das Geschütz kreuzweise richten. Der General ritte zu seiner Brigade, und befahl der Ar=

tillerie, sie sollten die Kanonen kreuzweise richten. Das ist geschehen, antwortete man ihm. Ei warum nicht gar; wollt ihr gleich den Befehl des Königs ausrichten, oder ich werde es ihm melden, und ihr sollt alle infam kaßiret werden. Nun, wie sollen wir es denn machen? fragten die Kanonier; darauf befahl er ihnen, die Affuiten kreuzweise übereinander zu legen. Da die Kanonier sahen, daß mit diesem wunderlichen Manne nichts auszurichten wäre, wenn sie ihm auch seine Einfalt erwiesen; so ließen sie das Geschütz so stehen. Bald darauf kam der König herzu, und sahe dies schöne Speckstakel. Was zum Teufel! was macht ihr da? — rief er im Zorn. Man berichtete ihm, was der General bei Kassation befohlen hätte. Der König befand sich zwischen Zorn und Lachen, und sagte: mein Gott! sollte man wohl glaüben, daß es solche dumme Teufel giebt? —

Bei einer Ministerrevue zu Potsdam, welche der König jährlich zu halten pflegte, war auch der Minister von H.... zugegen. Der König hatte von ihm einige Tage vorher einen Extrakt gefordert, welchen anzufertigen erst die Nachrichten von den Kammern eingeholet und erwartet werden mußten. Zwei Kammern waren mit ihren Berichten noch rückständig, und dies war die Ursache, daß der Extrakt nicht so schnell eingereicht werden konnte, als ihn der Monarch verlangte. Der König fragte den Minister: wo sind die Nachrichten, welche ich verlanzt habe? dieser antwortete: sie wären noch zu Berlin; er hätte sie noch nicht überreichen können, da sie noch unvollständig und die nöthigen Nachrichten zu erwarten wären. Hole er mir sie gleich, sagte der König mit großem Eifer. H... blieb bei völliger Fassung, und wollte gehen. Wo will er hin? rief ihm der König zu; nach Berlin gehen, antwor-

tete der Minister, um die Nachrichten zu holen, wie Ew. Majestät befohlen. Bleibe er hier, sagte der König, und warte er, bis alles hier fertig ist. Nachdem die Arbeiten geendiget, die Etats vollzogen waren, ladete der König sämmtliche anwesende Minister zur Tafel ein, und zu H... sagte er: folge er mir im Garten. H... folgte, und indem der König sich mit ihm über verschiedene Materien in Unterredung einließ, nahm der Minister Gelegenheit, ihm verschiedene wichtige Nachrichten von fremden Staaten mitzutheilen, die dem Monarchen sehr angenehm waren, und ihn vergnügt machten. Ueber der Tafel sagte er zu H...: höre er nur mein lieber H..., der Wein wird ihm nicht schmecken (es war Rheinwein) nehme er Champagner oder ungarischen, vielleicht behagt ihm der besser. Als sich die Minister beurlaubten, sagte der König zu H...: mein lieber H..., er kann noch bis Morgen hier

bleiben, ich will ihn noch gerne sprechen. Der Minister genoß noch am folgenden Tage viel Gnade vom Monarchen. So wußte der König alles auf eine gute Art zu wenden, und das wieder gut zu machen, was er in der Uebereilung gethan hatte, wenn man ihm nur Zeit dazu ließ, und am Ende mußte jedermann mit ihm zufrieden seyn.

Aeußerst schwer aber war es, sich gegen den König geschickt und klug zu benehmen, wenn es die Lage fügte, daß man zugleich mit ihm und seinen Brüdern und Anverwandten zu thun hatte. Zum Beispiel. Das Regiment Kuiraßier, welches der Marggraf Friedrich von Brandenburg-Schwedt hatte, (jetzt Prinz Louis von Würtemberg) kommandirte ein Obrister, Namens Bredow. Diesem trug der Marggraf verschiedene Veränderungen bei dem Regimente auf, welche der

König bei der Revue äußerst verwarf, und sich gegen den von Bredow hart anließ. Dieser glaubte, sich rechtfertigen zu können, wenn er des Marggrafen Ordre vorschützte, und dies that er. Der König sagte ihm aber hierauf mit vieler Heftigkeit: der Marggraf hat nichts Neues zu befehlen, was nicht meinem Dienste, und der Ordnung, welche ich ein für *allemal in meiner* Armee eingeführet habe, angemessen ist; und ich rathe ihm, das künftig bleiben zu lassen. Der Obriste gehorsamte dem Könige, und dadurch zog er sich wieder den Zorn des Marggrafen zu, der ihm vorwarf, daß er *sein* Chef sei, und daß er thun müsse, was er beföhle. Der gute Obriste zeigte hierauf eine schriftlich empfangne Ordre des Königs vor, welche dem Marggrafen sehr verdroß. Er schrieb sogleich an den König, und beklagte sich gegen ihn sehr, daß er ihn, als seinen nahen Verwandten, gegen einen Edelmann erniedrige, und ihm

sogar die Rechte eines Chefs des ihm anvertrauten Regiments benähme, indem er dem Kommandeur desselben einräumte, seine Befehle nicht anzunehmen; und er möchte auf solche Art das Regiment lieber nicht länger haben. Diese Aeußerungen des Marggrafen waren dem Könige sehr widrig; inzwischen wollte er sich doch mit ihm nicht erzürnen, und Bredow müßte alles auf sich nehmen. Der König schrieb an ihn: er sähe wohl, daß er ihm seine Verwandte auf dem Halse hetzen wollte, und daß er sich nicht gut zu nehmen wisse. Bald darauf erhielt er ein Garnisonregiment.

Merkwürdig ist folgende Kabinetsordre, wegen der Kürze des Ausdrucks, welche der König zum Besten eines Tobacksspinners, an die Tobacksadministration ergehen ließ, wel-

cher sich über dieselbe beschweret hatte, daß sie ihm keine Arbeit geben wolle.

Gründe muß der Tobacksspinner Meyer haben, warum er sich über Euch zu beschweren glaubt; und diese will Ich genau angezeiget wissen, wenn ich anders Euer gnädiger König seyn soll

Friedrich.

Potsdam,
den 18ten August 1768.

In Breßlau wird nicht, wie zu Berlin und in anderen Orten von den Nachtwächtern, bei Abrufung der Stunden, gesungen: Hört ihr Herren und laß't euch sagen; sondern kurz weg: die Glocke hat zehen geschlagen ꝛc. Die Ursache davon ist folgende. Der König wohnte nach dem Bombardement von Breß-

lau, da sein Palais niedergeschossen worden war, in der Stadt, und hörte eines Abends den Nachtwächter sein gewöhnliches: hört ihr Herren, und laß't euch sagen, absingen. Der König, der wohl nicht bei guter Laune seyn mochte, fragte: was das bedeute? — man erklärte ihm so gut man konnte dieses alte Herkommen; er sagte aber: das ist dummes Zeug, ich bin hier Herr, und Niemand anders. Darauf ward den Nachtwächtern verboten, hört ihr Herrn zu singen, und dieses Verbot ist bis jetzt beibehalten und beobachtet worden.

Der König schätzte den verstorbenen Generalmajor von Stille besonders hoch, theils wegen seines vortreflichen Charakters, theils wegen seiner sich erworbenen Kenntnisse und Gelehrsamkeit. Er ließ ihn öfters nach Potsdam kommen, um seine Gesellschaft zu ge-

nießen, und suchte ihm seinen Aufenthalt so angenehm als möglich zu machen. Stille rauchte gern Taback, welches der König nicht wohl leiden konnte, und um dem Könige dadurch nicht unangenehm zu werden, suchte er sich solchen während seiner Anwesenheit zu enthalten. Dies wurde ihm aber sehr lästig, und beraubte ihn sogar seiner gewöhnlichen Munterkeit; welches der Monarch mit seinem scharfen Blicke bald entdeckte, und sich um die Ursache genau bekümmerte. Stille hatte sich gegen einem und dem andern Freunde verlauten lassen, daß es ihm schwer werde das Tabackrauchen zu unterlassen, und diese zeigten dem Könige den Umstand an. Der gütige Monarch befahl sogleich, während Stillens Abwesenheit den besten Knaster, und eine Menge Pfeifen auf sein Zimmer zu bringen, damit er seinen Appetit befriedigen könne. Als Stille zurückkam, und das kleine Magazin von Taback und Pfeifen vorfand,

erfuhr er zugleich, daß ihm der König diese Freude bereitet habe. Er labte sich nun nach Wohlgefallen, und als er am folgenden Tage dem Monarchen seinen Dank abstatten wollte, ließ ihn solcher nicht zur Sprache kommen; sondern klopfte ihn auf die Schulter, mit den Worten: es ist kein guter Wirth, bei dem sich die Gäste geniren.

Der König ritte einst durch eine Straße in Potsdam, und bemerkte, daß sich vor einem Hause eine Menge Menschen versammlet hatten. Er begab sich dahin, und ließ sich erkundigen, was die Ursache dieser Versammlung sei? — Man erzählte dem Könige, daß sich ein Seidenwürker mit seiner Frau in der größten Wuth herumprügelten. Daß sie den Augenblick herkommen, sagte der König. Jedermann war aufmerksam was geschehen würde, und die uneinigen Eheleute

wurden herbeigeführet. Der König sagte zum Manne: was habt ihr vor? — der Mann antwortete: mein Weib beträgt sich gegen mich schlecht, und hat sich sogar an mich vergreifen wollen. Ist das wahr? — fragte der König die Frau. Ach nein! sagte diese; mein Mann ist ein liederlicher Kerl, und hat mich erbärmlich zerschlagen. Der König fragte den Mann ferner: habt ihr zuerst geschlagen? — Nein, antwortete der Mann. Nun wandte sich der König gegen die Frau, und fragte: habt ihr zuerst geschlagen? — Wahrhaftig nicht, erwiederte sie. So seyd ihr ja närrische Leute, fuhr der König mit lächelnder Miene fort; keiner von euch hat den andern zuerst geschlagen; also habt ihr euch gar nicht geschlagen, und ihr bildet euch nur etwas ein, was nicht geschehen ist. Vertragt euch wieder, und lebt ruhig; ich werde mich nach euch erkundigen lassen, und der erste, der Gelegenheit zum

Streit giebt, soll scharf bestraft werden. Nun ritte der König weiter. Die Eheleute schämten sich, und vereinigten sich wieder; die Zuschauer aber bewunderten die Herablassung des Königs, welcher diesen Abend sich gegen seine Gesellschafter rühmte, ein wichtiges und gutes Werk gestiftet zu haben; indem durch seine Vermittelung, die Ruhe in einer uneinigen Haußhaltung wieder hergestellet worden wäre, welches ihm so viel Vergnügen mache, als wenn er einen Frieden geschlossen hätte.

Der Baron von M...., hatte sich durch seine überaus große Neigung zum Spiele, seines großen Vermögens entledigt, und sich völlig zu Grunde gerichtet; so daß ihm kaum so viel übrig blieb, sein Leben zu fristen. Er schrieb in seiner Verlegenheit an den Kö-

nig,

nig, und bat um eine kleine Pension. Der König, welcher diesen Mann kannte, antwortete ihm sehr gnädig: er bedaure recht sehr, daß die jetzige Verfassung es nicht erlaube, ihm helfen zu können; inzwischen schicke er ihm anbei eine Addresse, welche für ihn vielleicht nützlich seyn könnte. Diese Addresse waren beide As, welche dem Antwortschreiben des Königs beigefügt waren.

Es ist überaus angenehm zu lesen und zu bemerken, mit welcher Gnade der König Männer von Verdiensten, und die sich durch ihren Diensteifer bey ihm bekannt gemacht hatten, behandelte. Dadurch wird man in Stand gesetzt, zu beurtheilen, wie dieser Monarch es möglich machte, daß sich ihm Jedermann widmete, und seinen Beifall zu erhalten, sich eifrigst bemühete.

Ein wichtiges Denkmal dieser Art, zeigt

zeigt folgendes Beyspiel. Der Generalmajor und Kommandeur des Marggraf Friedrichschen Kuirassierregiments, Graf von Podewils, hatte sich bereits als Major in der Schlacht bei Malwitz hervorgethan, und den flüchtigen Feind bis vor die Thore von Brieg verfolgt. Der König lobte ihn damals öffentlich mit sehr ehrenvollen Ausdrücken, hing ihm selbst den Orden pour le Merite um, erhob ihn im folgenden Jahre in den Grafenstand, schenkte ihm Amtshauptmannschaften, schöne Pferde, und Brilliantenringe, und ansehnliche Geldsummen. Dies verdoppelte den Muth des Grafen, und er vermehrte seine Verdienste in den Schlachten bey Hohenfriedeberg, Kesselsdorf, und bei andern Gelegenheiten, in welchen sich die preussische Waffen geehrt und furchtbar machten. Inzwischen scheinen die schriftlichen Aeusserungen des Königs gegen diesen General schätzbarer zu seyn, als die vorangeführte Geschenke, und diese verdienen hier vorzüglich einen Plaz.

1750 schrieb der König an den Grafen:

Mein lieber Generalmajor von Podewils. Da ich bey der letzten Revue in Pommern, das unter eurem Commando stehende Regiment an Mannschaft und Pferden merklich besser gefunden, daß es zu meiner höchsten Zufriedenheit gereichet, und eurem außerordentlichen Fleiß und Sorgfalt zuzuschreiben habe: so habe ich euch in Consideration dessen, die mir gemeldete 3000 Thaler bey der Generalkriegscasse offerirte Regimentsgelder in Gnaden conferiren wollen, wozu ich Dato die Ordre gestellet, euch gegen solche Quittung auszuzahlen, und dienet solches zu eurer Decharse, um euch gegen alle künftige Nachfragen, so deshalb jemalen an euch oder die eurigen gemachet werden wollen, zu einer bündigen Versicherung, daß weder ihr noch die eurigen desfalls niemalen in Anspruch genommen, noch dar-

darüber responsable gemacht werden sollen. Ich bin euer wohl affectionirter König

Friedrich.

Petershoff,
den 8ten Jun.
1750.

Die Gesundheit des Generals hatte in den Folgen sehr gelitten, und nöthigte ihn verschiedenemale um seine Diensterlassung Ansuchung zu thun, welche ihm aber versagt wurde. 1752. schrieb er aufs neue an den Monarchen, da ihm eine Krankheit zum Dienst unfähig machte, um den Abschied. Der König antwortete:

Mein lieber Generalmajor, Graf von Podewils. Da ihr in eurem Schreiben vom 24sten dieses abermals um eure Dimißion Ansuchung thut, und dabey meldet, daß euch ein gewisser Zufall ausser Stand gesetzet habe, länger zu dienen, so wird mir

es lieb seyn, wenn ihr mir ohne Umstände melden werdet worinn dieser Zufall eigentlich bestehet, damit Ich sodann eures Gesuchs wegen mich determiniren könne. Ich bin euer wohl affectionirter König

Friedrich.

Potsdam,
den 28ten Sept.
1752.

Der General berichtete hierauf, daß er von bösartigen Hemorrhoidal-Zufällen, einem starken Magenkrampfe und mit beständiger Gliedergicht, auf das heftigste geplagt werde, und daß ihm sein herannahendes Alter keine Hofnung zur Genesung übrig lasse.

Der König antwortete:

Ich habe aus eurem Schreiben vom 5ten dieses ersehen, worinn eure Zufälle, wegen welcher ihr um eure Dimißion Ansuchung gethan habt, eigentlich bestehen.

Nun beklage ich euch deshalb zwar recht sehr; weil ich aber glaube, daß solche noch wohl zu heben seyn werden, so rathe ich euch, dafür etwas rechts, auch allenfalls im künftigen Frühjahr eine Brunnen- oder Badekur zu gebrauchen, indem ich wünsche, euch in meinem Dienst noch ferner zu conserviren. rc.

Friedrich.

Potsdam,
den 9ten October
1752.

Podewils berichtete dem Könige, aus Belgard den 13ten October: er habe gleich nach dem Feldzuge in Schlesien, die Bäder, und fast jährlich Brunnen ohne Wirkung gebraucht; seine Gliedergichten ließen ihm nicht zu, daß er reiten oder Dienste thun könnte; im vergangenen Frühjahr habe er fast beständig krank gelegen, so wie jetzo, und so ginge es alle Ta-

ge. Er müßte wohl, setzte er hinzu, der Nichtswürdigste in der königlichen Armee seyn, wenn er in einem so vorzüglichen Posten um seine Dienstentlassung anhielte, und doch wüste, daß er noch dienen könne; allein er hielte es auch wider alle Pflicht eines treugesinnten Vasallen, wenn er seinen Sold ziehe, ohne Dienste dafür thun zu können. Dies wären seine wahren Umstände, welche er dem Könige nicht verheelen könne, wenn nicht dessen Dienst und das Regiment darunter leiden sollen.

Der König schrieb zurück:

Ich habe aus eurem Schreiben vom 13ten dieses, die Ursachen ersehen, welche euch obligiren, euer Gesuch wegen eurer Dimission zu wiederholen. Es thut mir solches recht leid, und wünschte ich wohl, daß ihr eure Entschließung annoch ändern möchtet; falls ihr aber dennoch darauf bestehen solltet, so müsset ihr euch

deshalb wenigstens bis künftiges Frühjahr gedulden, indem ich verschiedener erheblichen Umstände wegen, keine Veränderung bey dem Regiment vor der Hand unmöglich vornehmen kann. 2c.

Friedrich

Potsdam,
den 19 October
1752.

Den 20ten November übersandte der General dem Könige die monatlichen Listen vom Regimente, und meldete zugleich von seiner Person: er habe, wegen heftigen Ueberfalls seiner Krankheit, sich, unter hoffentlicher königlicher Genehmhaltung, aus höchster Noth erdreustet, sich auf sein, nahe bei Stolpe gelegenes Gut transportiren zu lassen, und brauche daselbst einen recht guten Arzt. Beim Regiment werde er alles so veranstalten, daß nichts ver-

säumet werden sollte. Beföhle aber der König, daß er sich zum Stabe verfügen solle, so würde ihm keine Krankheit, so schwer sie auch sei, verhindern, zu gehorsamen.

Der gütige Monarch antwortete:

Da ich aus eurem Schreiben vom 23sten dieses ersehen habe, wie ihr wegen der heftigen Krankheit, womit ihr zu Stolpe überfallen worden, die weite Retour nach Belgard nicht unternehmen können, sondern euch nach eurem bey Stolpe gelegenem Gute transportiren lassen; so bin Ich damit nicht nur sehr wohl zufrieden, sondern erlaube euch auch ganz gerne, und verlange Selbst von euch, daß ihr auf gedachtem eurem Gute bleiben, und von da nicht eher wieder zum Regiment gehet, als bis daß eure Gesundheit gänzlich retabliret seyn wird, und ihr die nöthigen Kräfte gesammlet haben werdet, ohne alle Gefahr und Nachtheil eurer

Gesundheit, wiederum nach dem Regimente gehen zu können. Inzwischen bezeuge ich euch hiedurch mein wahres Mitleiden über die euch zugestoßene Krankheit, und wird es mir erfreulich seyn, euer völliges Retablissement hiernächst zu vernehmen ꝛc.

Friedrich.

Potsdam,
den 27ten November 1752.

Den 24ten December berichtete der General wiederum vom Zustande des Regiments, und zugleich von sich: er befinde sich noch in der Kur des Arztes, der ihm zwar etwas Linderung verschaffe, aber den alten eingewurzelten Zufall nimmer heben könne; er danke für das gnädigste Königliche Versprechen, ihn künftiges Frühjahr seiner Dienste in Gnaden zu entlassen, und wünsche, daß sein Nachfolger in Zeiten ankäme, damit nichts versäumet werde.

Die hierauf erfolgte Antwort war:

Ich habe aus eurem Schreiben vom 24ten dieses ungerne ersehen, daß es mit eurem Gesundheitszustande sich noch nicht bessern will. Weil ich aber deshalb noch nicht alle Hofnung verlohren habe; so werde ich auch mit eurem Posten nicht ehender disponiren, bis ich auf meiner Reise nach Preussen das Regiment und euch selbst gesehen habe. bis dahin ihr euch also gedulden, und zu eurer Genesung alle mögliche Mittel anwenden werdet. Ich ꝛc.

Friedrich.

Potsdam'
den 29ten December 1752.

Im folgenden Jahre verfügte sich der General, den 1ten März, zwar wieder zum Stabe des Regiments nach Belgard, allein sein Zufall war nicht gehoben worden. Er muste

sich auf's Pferd helfen lassen, und empfand beim Reiten heftige Schmerzen. Er schrieb dies, aus Belgard, unterm 14ten März, an den König, und fügte hinzu: ich werde meine äußersten Kräfte anwenden, daß bey dem Frühjahrsexerzieren nichts verabsäumet werden soll, wäre aber der festesten Hofnung, der König würde ihm, nach seinem Versprechen, nach der Exerzierzeit, seines Postens entledigen, und ihm den nachgesuchten Abschied in Gnaden ertheilen.

Er bekam hierauf zur Antwort:

Ich habe aus Eurem Schreiben vom 14ten dieses ersehen, daß ihr zwar bei dem, eurem Kommando anvertrauten Regiment wieder angekommen seyd, mit euren kränklichen Umständen aber, es sich bis jetzo im geringsten noch nicht gebessert hat. Es thut mir dieses recht sehr leid, ich will dahero auch nicht, daß ihr euch beim Exerzieren über euer Vermögen an-

greifen sollet, jedoch wünsche ich von Herzen, daß Ich, wenn Ich auf meiner Reise nach Preussen, das Regiment sehen werde, euch besser und wo möglich recht gesund finden möge.

Nach abgehaltener Revue schrieb der General, aus Belgard, den 24ten Junius wieder an den König:

Allergnädigster König und Herr! ich habe das äusserste meiner Kräfte angewandt, um Ew. Königl. Majestät nunmehro dies Jahr Dero hohen Ordre zufolge das Regiment vorzuführen, wie auch bei der Revue sowohl als in Cöslin allerunterthänigst vorzustellen, daß meine anhaltende kränkliche Umstände mich ausser Stande setzen, länger zu dienen, und ich würde wider mein Gewissen und Ew. Königl. Majestät schuldige Pflicht handeln, Denenselben hierunter das geringste von meiner conti-

nuirenden Schwachheit zu verheelen, so zum Nachtheil Dero Dienst gereichen könnte. Ich sehe mich also ungern und wider meinen Willen gezwungen, Ew. Königl. Majestät nochmals allerunterthänigst anzuflehen, nach meiner beynahe vierzigjährigen Dienste, in hohen Gnaden zu entlassen, wie ich mich denn übrigens Ew. Königl. Majestät allerhöchster Generosite, bey meinen noch kurzen Lebensjahren und mediocren Subsistenz lediglich submittire, und nichts mehr bedaure, als daß meine elende Gesundheit und Mangel der Leibeskräfte mir nicht erlauben wollen, mich dieser Gnade, durch die Continuation meiner Dienste würdig zu machen.

Auf dieses Bittschreiben, kam endlich folgende königliche Erklärung:

Mein lieber Generalmajor, Graf von

Podewils. Ich habe aus eurem Schreiben von 24ten dieses ersehen, daß eure schlechte Gesundheitsumstände euch veranlassen, von neuem um eure Erlassung Ansuchung zu thun. Ob Ich nun wohl recht sehr wünschte, euch noch länger in meinen Dienst zu behalten, so kann Ich euch doch bey denen angezeigten Umständen dazu nicht obligiren, sondern will euch die verlangte Dimißion, so ungern es auch geschiehet, hiermit in Gnaden accordiren. Ihr könnet daher alle Regimentssachen, nebst der Compagnie, nur an den Obristlieutenant von Selchow abliefern, gestalt Ich demselben wegen Uebernehmung das Commando, und Respicirung der Compagnie, bis Ich davon anderweit disponiren werde, die nöthige Ordre Dato ertheilet habe. Ihr könnet übrigens versichert seyn, daß ich mit eurem bisherigen Dienst vollkommen zufrieden gewesen bin, euch

auch dahero, bey allen Gelegenheiten Marquen meiner Gnade geben und beständig bleiben werde euer wohl affectionirter König

Friedrich

Potsdam,
den 28ten Junius.
1753.

Podewils übergab, dem königlichen Befehle gemäß, dem Obristlieutenant von Selchow alles, und begab sich auf sein Guth Barzin. Er berichtete solches dem Könige, und empfieng darauf folgende Antwort:

Mein lieber Generalmajor, Graf von Podewils. Ich habe aus eurem Schreiben vom 29ten vorigen Monats ersehen, daß ihr nunmehr alle Regimentssachen, nebst der Compagnie und was dazu gehöret, an den Obristlieutenant von Selchow abgeliefert. Es ist solches in so weit ganz gut,

gut, Ich versichere Euch aber dabey nochmals, wie es mir recht sensible ist, daß Eure Gesundheitsumstände Euch nicht gestatten wollen, Meinen Dienst zu continuiren, und Euer Leben in solchem zu beschließen. Ich wünsche indessen, daß Ihr auch ausser demselben, Eure Tage in vollkommener Zufriedenheit zubringen möget, als wozu Ich auch Meines Orts alles Mögliche beytragen, und zu dem Ende bleiben werde Euer wohlaffectionirter König

Friedrich.

Potsdam,
den 5ten August 1753.

Ein solches Beyspiel von Behandlung eines Königs, wie Friedrich der 2te war, seiner Diener, ist sehr merkwürdig und verdient für

die Nachwelt aufbehalten zu werden. Man muß gestehen, daß dieser Monarch, gegen Personen, von denen er überzeugt war, daß sie ihm rechtschaffen und treu gedienet hatten, königlich dankbar war; so wie er denn auch denen seine ganze Verachtung fühlen ließ, von denen er das Gegentheil wuste. So schrieb ein in Ungnade gefallener Minister, auf seinem Krankenbette an den König: er fühle, daß er sterben werde, Sr. Majestät möchten doch in Gnaden geruhen, ihm den sauren Schritt zur Ewigkeit, dadurch zu erleichtern, daß Sie ihm wieder Dero verlohrne Gnade schenkten. Der König antwortete: sterbe er nur in Gottes Namen, es ist so recht gut.

Der Baron von Pöllnitz wollte den König bewegen, ihm eine Summe Geldes zu leihen. Der König, welcher wuste, daß er über-

all seinen Kredit verlohren hatte, und daß er kürzlich bey dem jüdischen Banquier Ephraim, um eine Summe angelegen hatte, ohne sie erhalten zu können, sagte zu ihm: Höre er einmal, mein lieber Pöllnitz, ich kann ihm jezt nicht helfen, so gerne ich auch wollte; aber ich will ihm einen Mann anweisen, der ihn sicher aus seiner Verlegenheit reissen wird. Pöllnitz spitzte die Ohren, und bat den König, ihm doch diesen Helfer so geschwind als möglich bekannt zu machen. Da gehe er nach Berlin, sagte der König, und bringe er nur bey Ephraim seine Noth an, der wird ihm gewiß geben, was sein Herz wünschet. Pöllnitz zuckte traurig die Achseln, und antwortete: Ey Ew. Majestät! nun sehe ich wohl, mein Kredit gehet zu Ende; bei dem bin ich schon gewesen; aber es war umsonst; er giebt nichts. Dann kann ich ihm nicht helfen, erwiederte der König; denn ich habe nichts zu verleihen.

Friedrich der Zweite, befand sich in den letzten Jahren seiner Regierung, in keiner angenehmen Lage. Die Generale, mit welchen er so große Thaten verrichtet, die Minister, welche seine Staaten in der meisterhaften Gestalt hatten bringen helfen, in welche er solche verließ, und seine Freunde, die die Freuden dieses Lebens, mit ihm getheilt hatten, waren verschwunden, und todt. Er mußte nun seine Geschäfte, und sein Vertrauen, größtentheils Männern überlassen, die jung waren, die er noch nicht gehörig kannte, und welche er noch zuziehen muste. Er klagt selbst in seinen Schriften über diese traurige Verfassung; und daher rühret es auch, daß er allein seinen Meinungen folgte, sie gern vorzog, und den Rath anderer Personen, wenn sie es auch gut meynen mochten, verwarf, weil er, nach der Menge der selbst gemachten Erfahrungen, sicher glauben mußte, alles zu

übersehen, was man ihm anpreisen wollte, und es besser zu verstehen.

Ein General, der als Page bey ihm gedienet hatte, empfieng eines Tages vom Könige Befehle, der sich viel Mühe gab, ihm seine Meinung recht deutlich, und verständlich zu machen. Der General hörte etwas nachläßsig an, was ihm der Monarch sagte, und bediente sich endlich des Ausdrucks: was das anbetrifft, Ew. Majestät, das weiß ich recht gut; den er auch wiederholte. Was weiß er? — sagte der König unvermuthet mit Heftigkeit; er weiß nichts, und was er weiß, weiß er von mir.

Da der König, seine Person, und alles, was ihr anging, sehr liebte; so konnte er nicht leicht Tadel ertragen, der ihn betraf.

Ein geschickter und in den Kriegeswissenschaften sehr erfahrner Offizier, kam im siebenjährigen Kriege, zu dem Könige ins Lager bei Leipzig, welches derselbe selbst angelegt hatte, und wurde von ihm befragt: was er davon halte, und wie es ihm gefalle? — Der Offizier, welcher zum Unglück nicht wissen mochte, daß er ein Werk des Monarchen beurtheilen sollte, sagte: Ew. Majestät! ich finde, daß es schlecht appugiret ist. Der König drehete ihm im Augenblick den Rücken zu, und sprach mit ihm in vielen Jahren kein Wort; bis die Länge der Zeit die Sache wieder gut machte. Der Bruder des gedachten Offiziers stand im Civildienste, und mußte einst vor dem Könige erscheinen. Wie heißet er, fragte er ihn? — er nannte seinen Namen. — Ist der Oberste von N... ein Bruder von ihm? — Ja, Ew. Majestät! war die Antwort. Der König fragte ferner:

So? — ist er auch so klug als sein Bruder? — ein bloßes Achselzucken folgte hierauf, und der König brach von dieser Materie ab.

Kurz vor dem Einmarsche in Sachsen, im Jahre 1756, bat ein Officier von der Leibgarde, dem Könige um seine Vermittelung beym sächsischen Hofe, wegen eines Prozesses, den er in Sachsen führte: Der König klopfte ihn auf die Schulter, und sagte lächelnd: habe er nur ein wenig Geduld, ich habe auch einen Prozeß dorten auszuführen, ich werde mit ihm gemeinschaftliche Sache machen. Der König hielt auch Wort, denn als er im Besitze von Sachsen war, nöthigte er den Gerichtshof, bei welchem die Sache des Offiziers schwebte, ihm Recht zu verschaffen, und ihn zu befriedigen.

Zu Berlin lebte vor einigen Jahren ein Mann, Namens Kunov, den man gemeinhin in Publikum den Kuhdoktor zu nennen pflegte, welcher verschiedene glückliche Kuren gemacht hatte, und deshalb sehr oft in Anspruch genommen wurde. Da er nun das Glück gehabt die Prinzeßin Amalia von einem Ansatze zur Wassersucht zu befreyen, so nahm ihn diese Prinzeßin in ihren Schutz, und bewürkte bei dem Könige, daß es dem Kunow erlaubt wurde Krankheiten zu heilen. Man kam aber dagegen unmittelbar bei dem Monarchen ein, und stellte ihm vor: Kunow sei zwar durch Vorsprache der Prinzeßin dahin gelanget, seine Chalatanerien praktisch machen zu können; allein, es würde dadurch viel Unheil entstehen, und die Menschheit große Gefahr laufen. Der König schrieb am Rande dieser Vorstellung: Ihr seyd alle große Charlatans, und da es noch nicht ausgemacht worden, wer

von euch der größte ist; so lasset diesen kleinen Charlatan laufen.

Als der Generallieutenant von Stutterheim von seinem lezten Krankenlager, dem Könige berichtete, daß er an sein Wiederaufkommen zweifele, und von ihm Abschied nahm, erhielt er folgendes Antwortschreiben:

Mein lieber Generallieutenant von Stutterheim! Mir gehet es sehr nahe, daß Ihr selbst, nach Eurem Schreiben vom 20sten, alle Hofnung zur Wiederherstellung Eurer Gesundheit nunmehro aufgebet. Indessen könnt Ihr versichert seyn, daß Ihr Euer Schicksal keinen bessern Händen als den Meinigen, anvertrauen könnet. Das Andenken Eurer Mir und dem Vaterlande geleisteten treuen und ersprießlichen Dienste wird bei Mir unvergeßlich bleiben, und nie wird Euch bei Eurem Unver-

mögen zu ferneren Diensten, versäumen — noch vielmehr verstoßen, Euer beständig wohl-affectionirter König

Friedrich.

Potsdam,
den 30 Jul. 1783.

Bei allen Erfahrungen, die K. Friedrich bis zur Mitte des siebenjährigen Krieges bereits gemacht hatte, besaß er doch dazumals noch nicht ganz diejenige Fassung, die billig ein geübter Held im Augenblick einer ihn überraschenden Gefahr beweisen sollte. Nichts destoweniger wußte er die Folgen eines Fehlers, welcher blos aus seinem Temperament entstand, durch eine Größe des Geistes zu entkräften, wovon in der Geschichte kaum ähnliche Beispiele aufzuweisen seyn dürften.

Am Abend vor der Nacht vom 13ten zum

14ten Oct. 1758, woselbst ihn Daun bei Hochkirch überfiel, ward er von vielen Seiten vergeblich gewarnet, gegen die zunehmenden Bewegungen des Feindes auf seiner Hut zu seyn. Auch die Berichte mehrerer Kundschafter und Ueberläufer, welche damit übereinstimmten, blieben bei Friedrich ohne Würkung; und es war unentschieden, ob die vermeinte Sicherheit des Königs blos daher entstand, daß er den feindlichen General eines Schritts, der gegen die Raison de Guerre zu seyn schien, unfähig hielt, oder ob er, wie mehrere würklich versichern wollen, durch einen falschen Rapport seines Haupt-Spions im Daunschen Lager *) hintergangen worden.

*) Dieser soll ihn bis dahin nie durch falsche Nachrichten hintergangen haben, und nur damals, wo er entdeckt und unter der Bedingung begnadigt worden war, den König durch falsche Nachrichten gegen die annähernde Gefahr sicher zu machen, aus Noth gedrungen zum Verrä-

Genung, die Folgen waren entschieden. Jederman weiß, daß ohngeachtet der Niederlage, die besonders sein linker Flügel erlitt, und des unersetzlichen Verlusts seines Feldmarschalls Keiths, der König am 14ten früh unter den Augen des Feindes ein neues Lager bei Dobreschütz bezog, und ehe er noch frische Truppen an sich ziehen konnte, mit dem Rest seiner geschlagenen Armee dem sie-

ther an ihm geworden seyn. Man behauptet, Daun habe diesen Menschen, der ihm zu gefährlich geschienen, Tages nach dem Ueberfall auf dem Spielberg in Sicherheit geschickt, von wo er aber nach erfolgten Frieden wieder in Freiheit gestellt, und hierauf im Frühjahr 1764 nach Potsdam gekommen sei, dem Könige einen Fußfall zu thun. Der Monarch habe ihm verziehen und ihn in Erinnerung seiner vorherigen Dienste dem seel. Minister Hagen mit einer schriftlichen Empfehlung zugeschickt, worauf er im Forst-Departement versorgt worden, und erst im Jahr 1783 verstorben. Sein Name habe Schollner geheißen.

genden Feinde von neuem Tête bot. Jedermann bewundert die Gegenwart des Geistes, mit welcher er am Morgen drauf, als er die Fronte seines Regiments hinaufritt, einem Gemeinen auf die dreiste Anrede: „Fritz, Fritz, das war zu lange geschlafen!“ gelassen und lächelnd antwortete: „Thut nichts! Wollen ein andermal früher aufstehn!“ — aber wenige unserer Leser dürften mit nachstehender zuverläßigen Anekdote bekannt seyn, aus welcher Friedrichs Charakter und die Art, wie er sich im Augenblick einer schnell einbrechenden unerwarteten Gefahr zu zeigen pflegte, anschaulich sichtbar wird.

Kaum daß der erste feindliche Angrif gegen 4 Uhr Morgens erfolgt war, und man die ersten Schüsse fallen hörte, so wurde der König von seinem Adjutanten aus dem Schlaf geweckt. „Es hat weiter nichts auf

sich! Es sind blos Panduraden"
versetzte der noch halb schlaftrunkene Monarch — bis endlich mehrere schlimme Rapports einliefen, und bei dem zunehmenden Feuern aus groben und kleinen Geschütz an einem ernstlichen Angrif nicht mehr zu zweifeln war. Zum Glück war der König auch diese Nacht, wie fast immer, nicht ganz entkleidet gewesen; ehe er sich aber noch zu Pferde setzen konnte, rückte das feindliche Feuer allmählig so nahe, daß schon die Kugeln zu den Fenstern hineinflogen. Alle gegenwärtigen Offizier drangen nunmehr ernstlich in ihn, das Zimmer zu verlassen, welches er auch endlich that, obwohl unter sehr heftigen Aeußerungen des Zorns über den Betrug seines Kundschafters, den er mit den härtesten Schimpfworten belegte, indem er das eine Fenster seines Wohnzimmers vor Wuth mit dem Stock einschlug.

Kaum hatte sich die königliche Armee mit großem Verlust, obwohl unter der tapfersten Gegenwehr, zurück gezogen, und das Dorf war von den Feinden besetzt, als sogleich mehrere österreichische Offiziere das Haus und das Zimmer, in welchem der König gewohnt hatte, zu sehen wünschten. Einer der Staabs-Offiziere wählte letzteres so lange, als er hier stand, zu seiner Wohnung. Die Umstände änderten sich bald, indes vergieng einige Zeit, bis preußische Truppen hier wiederum Posto fassen konnten, wobei der Zufall einen Offizier von letztern in eben dies Zimmer führte. Nicht ehe, als bis er von einer alten Frau, der einzigen Bewohnerin des Hauses, in Erfahrung gebracht, daß der König in der Nacht des Ueberfalls hieselbst gewohnet und die noch zerbrochenen Fensterscheiben mit eigener Hand zerschlagen habe, ward er aufmerksamer und bemerkte, daß eine der Scheiben, die Fried-

richs Grimm entgangen waren, beschrieben sei. Mit Unwillen fand er hier folgende Reime eingegraben:

Held Friedrich schlägt die Fenster ein,
Und doch wollt' ich auf diesen Scheiben
Einst Friedrichs große Thaten schreiben; —
Nun wird er unbesungen seyn!

Sogleich wurde wegen des Urhebers dieser Poesie Untersuchung angestellt. Das Weib berichtete, der österreichische Offizier, welcher zuletzt in diesem Zimmer gewohnt, habe solches in ihrer Gegenwart mit seinem Ringe auf die Scheibe geschrieben. Aufgebracht und voll edlem Unwillen über diese Schmähung gegen seinen König, ging der Preuße auf und nieder, überlas das Spottgedicht seines Feindes mehrmalen, und verlangte endlich einen Flintenstein. Dieser ward gebracht; und nun grub der Offizier unter obigen Zeilen folgende Replik ein, die eines Kleists würdig gewesen wäre:

Wer

Wer wollte so vermessen seyn,
Und auf so schwachen Fensterscheiben
Des großen Friedrichs Thaten schreiben! —
Die gräbt man nur in Marmor ein!!

Es ist merkwürdig, daß diese beschriebenen Scheiben sich unter so vielen Durchmärschen und Einquartierungen, ja sogar unter Feuersgefahr, bis zum erfolgten Frieden 1763 erhalten, woselbst ein kayserlicher Offizier vom Regiment d'Alton, der die damit verbundene Geschichte erfuhr, sie von dem damaligen Eigenthümer des Hauses, für eine geringe Vergütigung an Geld erstanden, und mit sich genommen.

Beim Baron v. K** zu Brünn wurden mir (dem Einsender dieser Anekdote) solche im Jan. 1778 nebst einem Huth vorgezeigt, den der König im Treffen von Planian (Kollin) vom Kopf verloren haben soll; und es schien würklich, daß man auf diese Stücke einen so großen Werth legte, daß man sie schwerlich selbst ge-

gen Reliquien vom heil. Franziskus von Aßisis vertauscht haben dürfte.

Bekanntermaßen ist die Achtung immer sehr groß gewesen, die man seit dem Frieden 1763 in den kayserl. königlichen Staaten überall für Friedrich trug, und noch jetzt kann der Patriot dort eine Menge gegründeter Anekdoten sammlen, die vielleicht seiner Aufmerksamkeit in Potsdam und Berlin entwischt seyn würden, wobei man sich zugleich wundern muß, daß weit mehr darunter zum wesentlichen Ruhme des Königs, als zum Tadel gereichen. In guten Gesellschaften so wie bei Biergelagen pflegt man auch jetzt noch mit Begierde auf jede unbedeutende Nachricht von Friedrich zu hören, und die gedruckten Anekdoten werden dort mehr verschlungen, als gelesen. So groß ist der Eindruck, welchen sein Ver-

dienst selbst auf seine vormaligen Feinde gemacht hat.

Im Bayerschen geht gewissermaßen diese Verehrung der Einwohner, besonders seit 1778 noch viel weiter. Fast in allen Zimmern hängt das Bildnis oder die Silhouette ihres Beschützers. An den Thüren der Wirths- und Bauerhäuser sieht man oft die lächerlichsten Karrikaturen von Kupferstichen, welche Friedrich den Zweiten vorstellen sollen, und selbst in Klöstern findet man Beweise dieser Gesinnung, wie denn einige derselben zugleich Fabriken und Niederlagen von dergleichen Kupferstichen abgeben.

Der bekannte Prof. und Buchhändler Strobl zu München besaß ein sehr gutes und ähnliches Gemälde vom Könige. Einem armen, aber geschickten Mahler, der sich auf der Durchreise bei ihm um ein Viatikum bewarb, gab er den Rath dieses Gemälde einigemal zu kopiren, wozu sich denn gleich Liebhaber fan-

den, die den Künstler sehr großmüthig bezahlten. Von da an durfte derselbe nichts weiter thun, als den K. Friedrich mahlen, und selbst mit Beihülfe anderer wußte er bald nicht so viel Kopien anzufertigen, als Bestellungen davon eingiengen. Man versichert, daß dieser Mann durch diese einzige Unternehmung den Grund zu einem sehr soliden Glücke gelegt haben soll.

Des regierenden Herzogs von Curland Durchl. kam im J. 1784 bei dem Bau einer neuen Schloßkirche auf einer seiner Schlesischen Besitzungen um die königliche oberherrliche Genehmigung ein, worauf er folgendes Antwortschreiben erhielt:

„Durchl. Herzog, freundlich lieber Vetter!

„Nach denen Grundsätzen Meiner Regie„rung haben alle Nationen eine vollkommene

Gewissensfreiheit; und Ew. Liebden können dahero ohne alles Bedenken die in Dero Schreiben bemerkte evangelische Kirche, nach Dero eigenem Gutfinden erbauen lassen. Ich ertheile dazu hiemit Meinen Beifall und Einwilligung; und bleibe dagegen mit besonderer freundschaftlicher Ergebenheit

Ew. L. u. s. w.

Potsdam,
den 10 Nov. 1784.

Die Leutseeligkeit und gnädige Herablassung des Monarchen gegen seine gemeine Soldaten war besonders im siebenjährigen Kriege außerordentlich groß, wie wir schon davon mehrere Beispiele angeführt haben. Selbst dann, wenn er zu den Einfällen und Scherzen derselben nicht ganz aufgelegt schien, pflegte er sich doch nie dabei ungnädig zu beweisen.

Auf dem Marsch nach Schlesien kurz vor

der Leutner Bataille, rief ein Grenadier dem Könige, der vor der Fronte des Regiments mit einigen Generals und Staabsoffizieren ritt, einigemal zu: „Guten Morgen, Fritz!" Der K. antwortete ihm nicht. Unwillig hierüber ergrif der Soldat seine Mütze und warf sie dem Monarchen auf den Rücken, worauf dieser sich umsah und versetzte: „Was ist das? Ist er besoffen?" — „Es ist, nahm der nachmalige General v. Lestewitz das Wort, der und der (er nannte einen der ältesten Burschen beim Regiment, welcher dem K. persönlich bekannt war); er hat Ew. Maj. schon zweimal einen guten Morgen geboten." „Der Kerl ist ein Narr! Man soll ihm zwei Gulden geben," war des Königs Antwort.

Als im Kriege von 1778, eben da er beim Recognosciren stille hielt und die Gegend

durchs Glas übersahe, die erste feindliche Kugel auf die Art abgefeuert wurde, daß die Oberäste von dem Baum herabfielen, unter welchem der König hielt, sprach er: „das ist wahr, sie thun mir doch würklich die Ehre an, die erste Kugel auf mich abzufeuren.“

Einige Jahre vor seinem Tode ward der König vom Podagra und Chiragra zugleich angegriffen, wohinzu sich auch noch das Uebel der Wassersucht fand. Die Leibärzte hielten für nöthig, ihm in diesen Umständen alle heftige Gemüthsaffecten zu verbieten. Einsmals sas er, halb in Blei eingelegt, ohne sich rühren zu können, und forderte zu trinken. Der Cammerhusar, der ihn bedienen wollte, betrug sich so ungeschickt dabei, daß er ihn begos: „Ja, wenn ich mich nur ärgern

dürfte, wie wollt' ich dich ... Aber die Aerzte haben mir's verboten, Kerl! und das ist dein Glück," sprach der Monarch höchst erzürnt und mit einem Blick voll Feuer, der zu dem was er sagte, den lächerlichsten Contrast abgab.

„Ich will nichts nehmen! ich will nichts mehr brauchen!" sagte der Monarch in seiner letzten Krankheit etwas ungeduldig zu seinem Arzt, als derselbe in ihn drang die vorgeschriebene Medicin ja vorschriftsmäßig und ohne willkührliche Abänderung zu gebrauchen. *)

*) Friedrich hatte die Gewohnheit, oft selbst sein Doktor seyn zu wollen, und die Recepte nach Belieben abzuändern; und würklich ist nicht zu läugnen, daß er durch lange Erfahrung an sich selbst und bei seinem Beobachtungsgeist einige medizinische Einsichten erlangt gehabt.

„Aber Ew. Majestät müssen, versetzte der Medicus: Sie sind Ihre Erhaltung Ihrem Lande und Unterthanen schuldig.“

„Meinen Unterthanen? O die werden mich bald vergessen!“ war des Königs Antwort.

„Gewiß, keiner ihrer guten rechtschafnen Unterthanen, in deren Andenken Sie unvergänglich sind,“ erwiederte der Leibarzt.

„Und doch, war des Monarchen Antwort nach einer langen Pause, in welcher er mit einem nachdenkenden Blick auf seinen Arzt verweilte: „Und doch hat man Friedrich Wilhelm vergessen, der größer war, als ich.

Auch diese Aeußerung ist ein Beweis, daß Friedrich bei allem, was er ehemals durch die Strenge seines Vaters und unter den öftern

Mishelligkeiten mit ihm gelitten hatte, dennoch bis an seinen Tod eine große Meinung von dessen Verdiensten gehabt, wie dies auch aus vielen Stellen seiner Schriften noch ersichtlicher ist.

Als ein Berliner Arzt 1786 den Einfall hatte, ein über die letztere Krankheit des Königs entworfenes Werk, worin er behauptete, daß die Leibärzte die Krankheit des Königs gar nicht kenneten, und Sr. M. den Rath gab, sich bessern Aerzten anzuvertrauen, dem Monarchen vorzulegen, und um Erlaubniß zu dessen Druck und Zueignung an Ihn zu bitten, so erhielt er folgende Antwort:

„Er habe sein Buch durchblät„tert, und ertheile ihm den gnä-

„digen Befehl, weder über sei-
„ne Krankheit noch über seine
„Gesundheit künftig etwas wie-
„der zu schreiben.“

Wenn es einer Seits nicht zu läugnen ist, daß Friedrich im Lauf des siebenjährigen Krieges sehr oft, besonders bey Gelegenheiten, wo er glaubte, daß man auf ihn sähe und wo ein natürliches Bezeigen vielleicht von Einfluß seyn könne, eine gewisse Härte und Mangel an Menschlichkeit oder Gefühl zu verrathen schien, — und z. B. bei der Nachricht, daß dieser oder jener von ihm selbst commandierte brave Offizier in Ausführung der von ihm befohlnen Unternehmung geblieben sey, mit anscheinender Kälte erwiederte: „Ein guter Offizier! aber er hatte kein

Glück!" oder (wie man behaupten will) einst bei Besichtigung eines Schlachtfeldes, hinzeigend auf die Sterbenden, in die eines Nero würdigen Worte ausbrach: „Sie sind bezahlt!" — so sind dagegen gewiß tausend Züge der Menschlichkeit und eines edlen Theilnehmens an dem Schicksal der Seinigen als so viel Denkmäler seines vortreflichen Herzens aufzustellen. Wir theilen hier nur diejenige Anekdote mit, die Friedrich besonders in den ersten Jahren seiner Regierung von dieser Seite characterisiren würde, und für deren Authenticität das Herz der meisten Leser sich so gern mit uns verbürgen wird — weil die Rede von dem großen Lieblinge der Menschheit, von Friedrich ist.

Jedermann weiß, daß der König nie aus Eroberungssucht, sondern nur zu Beschützung seiner Staaten und zur Vereitlung feindseeliger Anschläge die Kriegsfackel seinen Heeren

vorausstrug. Eben dieß war es, was seinem gefühlvollen Herzen bei so viel widerwärtigen Auftritten Beruhigung reichte.

Auf dem Wahlplatz einer seiner ersten Bataillen, bei dessen Besichtigung er (noch ungewohnt mit diesen die Menschheit empörenden Scenen) die äusserste Rührung bewiesen hatte, lies er seinen gebliebenen Soldaten einen Obelisk mit der selbst-verfertigten Inschrift errichten:

„Ruhet sanft, geliebte Söhne!
Seht! ich weih euch diese Thräne!
Hab ich Schuld an eurem Tod,
Straf mich der gerechte Gott!
Ist ein andrer Schuld daran,
Ist ein Gott, der's rächen kann.“

Selbst zu den Zeiten, wenn der König in Sanssouci wohnte, blieb es jedermann frei, dahin zu kommen und seine Neugierde zu be-

friedigen. Einheimische vermieden hiebei blos, den Blicken des Königs zu begegnen. Vornemlich diejenigen, so Ausländer schienen, wurden zu Zeiten auf Befehl des Monarchen um Namen und Stand befragt.

Einem reichen Pastetenbecker aus Hamburg, der in den Alleen des koniglichen Gartens umhergieng und vom Monarchen wegen seiner Korpulenz bemerkt wurde, geschah einesmals eben diese Frage. Kaum hörte der König, wer der Fremde sei, als er sich erinnerte von der Geschicklichkeit des Mannes in seinem Fach irgend einmal gehört zu haben. Der Page ward von neuem abgefertiget, um ihm zu sagen, daß es S. Majestät lieb seyn würde, wenn er, nach vorher befriedigter Neugierde, sich ohnbeschwert in die Hofküche verfügen und mit dem königlichen Hof- und Leib-Patissier nähere Bekanntschaft machen wollte. War es nun, weil dieser Auftrag

dem guten Hamburger zu gefährlich für sein Pasteten-Arkanum schien, genug, die Antwort fiel categorisch genug dahin aus: „Er habe nicht Zeit!“ — „Ja nun, wenn das ist! erwiederte der Monarch, als man ihm die unerwartete Antwort hinterbrachte, und suchte seine Empfindlichkeit hinter einem Lächeln zu verbergen. Sofort aber ward Befehl gestellt, einen Küchenwagen, mit acht Mauleseln zu bespannen, und für das eilfertige Fortkommen des Mannes, der nicht Zeit habe, aufs beste zu sorgen. Der Page muste sich nun in Begleitung eines Leiblakayen von neuem zu dem Hamburger verfügen, und ihm andeuten: „daß es S. Maj. recht leid thäte, daß er keine Zeit habe, und gedächten Höchstdieselben ihn also auch gar nicht weiter aufzuhalten,“ womit er denn zum Schloßgarten hinausgeführt, und oh-

ne ihm zu einiger Besinnung oder Entschuldigung Zeit zu lassen, auf den Wagen gehoben ward, der (indem man ihm eine glückliche Reise wünschte) auf und in vollem Sprunge davon fuhr. Vergeblich glaubte der Abentheurer, blos nach dem Wirthshause gebracht zu werden, wo er erst Morgens abgetreten war, und noch seine Sachen hatte. Die Reise gieng um die Stadt herum und im vollem Jagen bis Berlin, wo bei seiner Ankunft vor dem Posthause schon ein anderer Wagen mit eben so viel Postpferden bespannt in Bereitschaft stand, den ein voraus reitender Jäger bestellt hatte. Auch hier ward ihm versichert, daß weil man wisse, er habe nicht Zeit, so sey auch hier schon alles für ihn in Bereitschaft. Unter dieser Versicherung ward er also blos von einem Wagen auf den andern gehoben, auch nicht weniger

niger prompt auf allen Stationen des Hamburger Post-Courses bis zum Gränz-Post-Amt Lenzen bedient, woselbst er zwar in weniger als 24 Stunden, aber schrecklich zerschüttelt ankam, ohne in dieser Zeit weder gegessen noch getrunken zu haben. Erst auf der Preußischen Gränze lud man ihn ab, mit dem Bedeuten, daß seine Sachen ihm mit der Post folgen würden, wobei ihm zugleich eine weitere glückliche Reise und eben so promte Bedienung gewünscht wurde.

Ein gewisser Peter Groote aus Lübeck, der den preußischen Soldatendienst lieb gewonnen hatte, auch seinen Wunsch dabei angestellt zu werden, durch Verwendung des General Chasot, nachmals in Erfüllung sahe, wendete sich anfänglich mit einer Vorstellung an Friedrich, worin er bat als Cornet bey einem Husarenregiment angestellt zu werden. Der König antwortete ihm ganz kurz:

„Ich brauche keinen Cornet Peter!"

Der König war bekanntermaßen ein Freund von lakonischen spitzen Antworten, wie er denn auch solche von mehreren seiner Lieblinge, besonders von Quintus Icilius gewohnt war. Leute hingegen, die noch nicht in gewissen Grad sein Vertrauen besaßen, mußten sich dieser Freiheit mit vieler Vorsicht bedienen. Eine und eben dieselbe Antwort auf eine gewisse Frage, konnte nach Verschiedenheit der Person, die sie gab, sich oft in sehr verschiedenen Würkungen äussern.

So z. B. ward ein erst 1786 zu Berlin verstorbener berühmter Arzt, gleich nach seiner Berufung in die königliche Staaten, bei der ersten Unterredung mit dem Könige unter andern im Scherz befragt: „Wie viele er wohl schon auf den Kirchhof geliefert hätte?“ Mit einiger Empfindlichkeit versetzte dieser: Nicht so viel Sire! als Sie, im siebenjährigen Kriege. Diese Antwort erzeugte Ernsthaftigkeit beim Monarchen, welcher die Unterredung sehr bald abbrach, ihn entließ und seitdem niemals wieder zu sich berief.

Man hat diese Anekdote in der Folge dem berühmten Leibarzt Zimmermann (welcher aber derselben widersprochen) beilegen wollen, jedoch mit dem Zusatz, daß dieser weltkluge Gelehrte dem Monarchen auf eine wörtlich eben so lautende Frage mit einer sehr verbindlichen sogar an Schmeichelei gränzenden Art geantwortet haben soll:

„Nicht so viel, auch nicht mit so „viel Ruhm, als Eure Majestät!"

Für den Einsender dieser Nachricht war es überraschend, in dem zu *Bologna* herauskommenden *Giornale Enciclopedico* (welches jetzt ohnstreitig für das beste Journal in Italien gelten kann) No. XXXI. Septembre 1786. p. 247. unter der Ueberschrift: *Anneddoti* die zuletzt erwähnte Begebenheit mit Zimmermann auf folgende Art erzählt zu finden:

„Il Dottore Zimmermann essendosi „portato a redere il Sovrano di Prussia negli ultimi giorni della vita di quel „Monarca, questi gli disse barzellet„tando: *Dottore, quanti ne avete am-*

„*mazzati in vita vostra?*" — Non
„tanti, gli rispose il medico, ne con
„tanta gloria, come V. M."

Eine fast immer geäusserte Krieges-Maxime des verewigten Monarchen war die, seinen Feind aufzusuchen und ihn anzugreifen, statt sich angreifen zu lassen. Nur im Bayerschen Kriege (1778) schien es ihm mehr aus politischen Gründen als in jeder andern Rücksicht zu kritisch, eben dieser Methode zu folgen, welches denn von dem einen und dem andern aus sehr verschiedenen Gesichtspunkten beurtheilt ward.

Bald nach Ausbruch des Krieges schilderte der K. K. Obriste, Graf Stuart vom Regiment Colloredo an einer Tafel in Prag die damaligen Aspekten und Lage der öffentlichen Umstände auf eine sehr witzige Art folgendergestalt:

Es sitzen vier Herren am Quadrilletisch, mit den Karten in der Hand.

Sachsen sagt: ich passe

Frankreich. Ich passe auch, aber ich habe zwei Könige und hoffe gerufen zu werden.

Oesterreich. Ich habe ein Aß, und frage.

Preußen. (nach einigem Bedenken.) Wenn ich forcirt werde, spiel ich *Solo*!

Hiezu giebt, was Friedrich im März 1784 (zu einer Zeit, wo Mongolfiers Erfindung in Frankreich von wahrscheinlichem großen Nutzen für die Nachwelt gepriesen wurde) gegen den damaligen französischen Gesandten bei Gelegenheit einer Unterredung über die politische Lage Europens geäussert, einen sehr guten Pendant ab.

„Die Elemente, sagte der König, „wären also nunmehr so ziemlich „vertheilt. Rußland verbreitet seine Herrschaft über die „Erde. — Frankreich will in „der Luft gebieten. — England beherrscht das Wasser.

„Mir bleibt also, nur Feuer!
„zu kommandiren übrig.“

Das Wortspiel, worauf es ankommt, wird eigentlich im französischen Ausdruck des Worts noch fühlbarer, und mußte als eine sehr feine Pointe, zumal im Munde des Königs von der auffallendsten Würkung für den Gesandten seyn.

Mehrere, die den Königumgaben, äusserten sich öfters sehr spöttisch über die Luftmaschienen und deren zu erwartenden Nutzen, denen aber Friedrich nie ganz beipflichten wollte. Seine Erklärung hierüber soll einsmals folgende gewesen seyn:

„Diese Erfindung ist jetzt noch
„ein Kind in der Wiege. Wer
„aber kann wissen, meine Her-
„ren, was für ein Mann aus dem
„Kinde werden kann?“

Der Mittel, wodurch sich Friedrich der Liebe seiner Soldaten zu versichern wußte, waren unzählig viele. Herablassung war jedoch eines der würksamsten für ihn, die gleichsam den Muth seiner Truppen stählte, daß sie mit Freuden alle mögliche Uebel ertrugen.

In Böhmen war einsmals Mangel an Proviant in der Armee, welches hin und wieder Murren beim gemeinen Mann erzeugte. Der König war davon unterrichtet. Eines Morgens paßirte er die Fronte des jetzigen von Braunschen Infanterie-Regiments, und sah einen Burschen, welcher sich eben ein Stück Commißbrod mit Schiespulver bestreute und aß.

„Guten Morgen! wie schmeckt dir „das? gieb mir auch davon." war die Anrede des Königs. Der Soldat reichte ihm ein ziemliches Stück, und der Monarch verzehrte es vor den Augen seiner Krieger, indem er sagte:

„Es geht freilich noch an! Aber „es soll bald besser werden, Bur„sche. — Habt ihr nichts zu trin„ken"?

Sogleich zog einer ein Fläschgen mit Brandtwein aus der Tasche und reichte es hin. Der König setzte es an den Mund und zwang sich wirklich einen Zug daraus zu thun, worauf er sich bedankte und weiter ritt, indem der größte Theil des Regiments einstimmig hinter ihm her rief: „Es lebe unser Vater Fritz!

Capellmeister Graun, welcher bereits durch vieles Arbeiten hypochondrisch geworden war, fand geraume Zeit Bedenken, den König um Erlaubnis zu einer vorhabenden zweiten Heirath zu bitten — obwohl er gewiß auch ohne eine solche Anfrage zum heiligen Werk schreiten durfte. Endlich aber nahm er kurze Entschliessung und schrieb. Die Antwort des Monarchen lautete so gnädig als möglich, und war mit der Ermahnung begleitet, ja seinem Vorhaben zu folgen. Zugleich aber erließ Friedrich, der Grauns Unschlüßigkeit kannte, an den damaligen Probst Süßmilch den Befehl, die Trauung ohne Aufschub zu

vollziehn. Zu Befolgung dieser Ordre, die früher bei der Behörde einlief, als das königliche Anwortschreiben bei Graun, kam Süßmilch bei Graun vor seinem Garten vorgefahren, woselbst er sich in Gesellschaft einiger Freunde und seiner Braut vergnügte, und gab die Absicht seines unvermutheten Besuchs durch Vorzeigung des königlichen Befehls zu erkennen. So sehr nun auch Graun, der noch nicht einmal aufgeboten war, dagegen protestirte, glaubte sich doch Süßmilch weder an dessen Einwendungen, noch an die Bedenklichkeiten der Braut kehren zu dürfen, sondern schritt vielmehr stehenden Fußes zu Werke, indem er versicherte, daß der König vermöge seiner Ordre für alles übrige stehen müßte.

Die heilige Ceremonie begann an einem schönen Sommerabend, und war kaum beendiget, als die noch fehlende Antwort des Königs einlief. Graun fuhr bald nachher mit seiner jungen, so schnell zur Gattin metamorphosirten Braut, als ein höchst beglückter Ehemann, nach Hause.

Während der Belagerung von Schweidnitz im Jahr 1763 ritt einsmals der Monarch in Begleitung seiner Suite und eines der königlichen Prinzen in den Trencheen umher als eben eine Kanonenkugel zwischen ihnen niederschlug. worüber das Pferd des Prinzen so unruhig ward, daß es seinen Reiter absetzte, der ohne weiteren Schaden in den Sand fiel. Der König lächelte und sagte, nachdem sich der Prinz wieder aufgeraft hatte, und von neuem zu Pferde steigen wollte: „Venés, Venés! Les poules ne sont pas pour les Princes.“ (Kommen Sie nur! Kommen Sie nur! Kugeln sind für keinen Fürsten gemacht!)

Vielleicht wollte Friedrich damals auf ein ähnliches Bonmot Carls XII. anspielen, auf welches sich kürzlich noch Kayser Joseph bezogen haben soll, indem er auf die dringende Warnung, sich dem feindlichen Feuer nicht zu sehr auszusetzen, erwiedert, „daß für einen Kayser keine Kugel gegossen sey.

Daß sich Friedrich in sehr gefahrvollen Situazionen einigermaaßen als ein Anhänger des Fatalismus gezeigt, haben mehrere gerüget. Auch Guibert in seiner Eloge des unsterblichen Monarchen glaubt mit Recht etwas hievon in den erschütternden großen Worten zu finden: „Wollt ihr denn ewig leben? womit Friedrich bei Kollin den bereits durch drei Angriffe abgematteten Rest seiner schönsten Infanterie zu einem neuen Angriff aufmunterte und dem Tode entgegenwarf.

„Narr! was bückst du dich? dein Name steht nicht darauf!" rief der große König einem sich bückenden Grenadier beim Aufmarschieren vor Leuthen zu, indem eine feindliche Kugel pfeiffend über ihm hinwegflog.

Sofern aber folgende, so oft falsch angeführte und entstellte Anekdote gegründet ist, die wenigstens einen sehr würdigen Staabsofficier, der selbst ein wahrer Zeuge derselben gewesen, zum Gewährsmanne hat, würde solche mehr als alles vorige dienen, von der besondern Geistesgegenwart dieses Monarchen im Augenblick der höchsten Gefahr einen Begriff zu geben.

Friedrich, der unter bedenklichen Umstän-
den allemal mehr Taback, als gewöhnlich, zu
brauchen pflegte, befand sich eben in einem
jener kritischen Augenblicke, von denen das
Schicksal der Torgauer Schlacht abhieng, als
der Vorrath seines Nasenfutters zu Ende ge-
gangen war. Eine Zeitlang ertrug er diesen
Mangel geduldig; da aber seine Hand den-
noch öfters machinenmäßig auf die lederne Ta-
sche zufuhr, worin er zur damaligen Zeit das
Depôt dieses Proviants im obern Theil sei-
nes Rockfutters zu tragen pflegte, und seinem
Appetit länger nicht zu widerstehen vermoch-
te, wandte er sich an den Obristlieutenant
S**, der mit einigen andern Offizieren ne-
ben ihm hielt, und forderte eine Priese von
ihm. Dieser Offizier, welcher sich bewußt
war, beim Könige eben nicht in Gnaden zu
stehn, schien zu stutzen, war aber schnell mit
seiner Dose hervor, die er geöfnet dem Mo-
narchen überreichen wollte, als in dem Augen-
blick eine Kanonenkugel ihm Arm und Dose
hinwegnahm. Das Pferd des Königs mach-
te einen kleinen Satz, und der König sagte,
indem er genau wieder seine vorige Stelle ein-
nahm, mit einem kalten Blick, den er blos

auf die verschüttete Dose hinunter zu richten schien: „Schade um den Taback!“

Jetzt sah der Monarch einige Zeit durchs Glas, und ward gewahr, daß die Infanterie seines rechten Flügels zu weichen anfieng. Hastig und mit einiger Verwirrung, die er zu verbergen suchte, wandte er sich zum Major H** (einem gebornen Franzosen) der gleichfalls in der Nähe hielt, und als starker Tacksschnupfer bekannt war, und rief ihm zu „Vous m'en donnerés donc! Car il faut de Contenance!“ (So müssen Sie mir eine Priese geben; denn hier braucht's Contenance!)

Es läßt sich gedenken, wenn es auch der Erzähler dieser Begebenheit nicht versichert hätte, daß der zweyte Offizier, bei einem solchen Beispiel seines Vorgängers, etwas in Verlegenheit gerathen und weit mehr Taback verschüttet haben mag, als vielleicht der König genommen.

Ach, daß sich Gott erbarme, Ihr Majestät! die Russen haben uns unsre Männer erschossen. Was sollen wir armen Weiber nun mit unsern vaterlosen Waisen anfan-

gen? so schrie heulend eine Menge Weiber dem Könige entgegen, als er auf der Retirade nach dem Verlust der Kunersdorfer Bataille an die erste Fähre kam, wo aber keine Leute waren, ihn überzusetzen.

„Beruhigt euch, Kinder! erwiederte der Monarch, wobei er sich schüchtern nach einem Trupp Kosacken umsah, die ihn verfolgt hatten. Seht, ich geb' euch mein Wort — am jüngsten Tage kriegt ihr alle eure Männer wieder!" Mit diesen Worten gab er seinem Pferde die Sporen und sprengte weiter.

Von der Geschichte des Hochverraths vom Baron Warkotsch, welcher den König im Hauptlager bei Strehlen im Jahr 1761 in die Hände der Oesterreicher liefern wollte, sind zum Theil nur unvollständige, zum Theil der Wahrheit zuwiderlauffende Nachrichten in den Anekdoten von Friedrich aufgenommen worden. Wir behalten es uns vor, solche aus sicheren Datis, die wir zu sammlen Gelegenheit gehabt, zu berichtigen — und genügen uns vorjetzt, den

Brief des Baron von Warkotsch auf Schönbrunn an den Obristen von Wallis vom Laudonschen Regimente, welcher sich feindlicher Seits zu dieser Expedition brauchen lassen wollte, unsern Lesern mitzutheilen. Es ist eben dasselbe Schreiben, welches der Jäger Keppel, damals in Diensten des Barons, und gegenwärtig Förster *) ohnweit Oraniburg bei Berlin, auf Anrathen seines evangelischen Beichtvaters, anstatt es wie die übrigen zu befördern, dem Könige überbrachte, und nach dessen Lesung der Monarch in die sehr merkwürdigen Worte ausbrach:

„Warkotsch ist sehr krank. Man möchte ihm rathen, auf Reisen zu gehn."

(nach einer genauen Abschrift des Originals abgedruckt.)

den 29 Nov. 1761.

„Es ist nichts veränderliches vorgefallen. „Der Wagen oder die viersitzige Kutsche steht „vor der Thür und mag damals wegen dem „vielen Regen seyn weggebracht worden. Es

*) „Ward dies seine ganze Belohnung nach einem für den Staat und König so wichtigen Dienst?" — möchte man fragen.

„ist nirgends ein Piquet, auch keine Haupt-
„wache, auch kein Marquetender. Es ist
„das Hauptquartier nicht so pompös wie bei
„Ihnen; ich bin heut drinnen gewesen. Ich
„sah bei Tage eine Schildwacht auf der
„Gasse und bei der Nacht wurde ich keine ge-
„wahr, daß also aufs höchste 2 Schildwach-
„ten vorne vorm Zimmer stehn, welches gar
„sehr klein ist, und etwa eine bei der Thüre.
„Fürchten Sie sich vor nichts. Sie machen
„das größte Glück, und sollten Sie wider al-
„les Vermuthen nicht reußiren, so kann Ih-
„nen nichts widerfahren, als etwa gefangen
„zu werden. So viel dient auch zur Nach-
„richt, daß jetzt zu Pagert Jäger zu Fuß, etwa
„20 bis 30 Mann, wegen der Desertion sind.
„Also, da Sie Wegweiser haben, so ist gar
„nicht nöthig über Pagert zu gehen, sondern
„Sie lassen solches linker Hand liegen. Mor-
„gen geht die Kriegskasse weg, und soll heute
„die Artillerie weggegangen seyn; also wär
„es noch am besten Montags in der Nacht;
„denn ich kann nicht gut dafür seyn, daß nicht
„etwa der Vogel Dienstags in der Nacht aus-
„fliegt. Adieu! v. Warkotsch.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

BSB Bayerische StaatsBibliothek

MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Beyträge zu den Anecdoten und Charakterzügen aus dem Leben Friedrichs des Zweiten

Bd.: 4

Berlin (1789)

Bor. 27-1/4
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10012609-8
VD18 90639189-001